

die Farbe, variiert bis zu einem leise an=geschmerzten Zug. Nun liegt ja allerdings die psychologische Deutung menschlicher Physiognomien noch in den Anfängen. In Shakespeares »Macbeth« spricht König Duncan über den Verräter Candor: »Gibt's eine Kunst, der Seele Bildung im Gesicht zu lesen? Er war ein Mann, auf den ein unbedingt Vertrauen ich setzte.« Jedes Gesicht mag Anlaß zu einer Dichtung geben, aber es ist eben Dichtung, nicht Wirklichkeit, vielleicht höhere Wirklichkeit, aber nicht die Wirklichkeit der Wirklichkeit. Für Symbolismus, für Sublimierung und Verklärung öffnet sich da ein weites Feld. Wie viele Gesichter sind nichts als über=tünchte Gräber, wie viel Schmutz birgt sich oft hinter schönen Larven, wie viel Edelmut aber auch hinter unschönen Zügen! Das Gesicht unserer »Inconnue« könnte ebenföglig einer Dirne angehören wie einer Frau ohne Tadel, keineswegs aber einer Madonna. Nach meinem Empfinden - und das dürfte wohl der »sensu obuius« sein - ist diesem Antlitö sogar ein stark ins Sinnliche schillernder Zug aufgeprägt, wobei aber wiederum über Schuld oder Unschuld nichts ausgesagt werden kann.

All diesen Dingen aber verdankt es seine Anziehungskraft auf die große Menge, und das ist es eben, was ich das Sentimentale, Rührfelige nenne, die Verniedlichung einer großen Leidenschaft, in unserem Falle auch noch vermischt mit einem Schuß krankhafter Verfallserscheinung. Und ist es nicht auch ein Zeichen des Verfalls, daß man mit einer Selbstmörderin - als solche galt sie ja bislang -, die man am besten in aller Stille beklagt und bemitleidet, solchen Kult treibt?

Josef Kreitmaier S. J.

Bushtdo, der Weg des japanischen Ritters

Was die japanische Seele bis zum Grund bewegt, wovon der Mund selten spricht, aber was - kommt das Wort darauf - die Augen leuchten macht, das ist »Bushtdo«, der Weg des Ritters.

Das Rittertum blühte in Japan fast um dieselbe Zeit wie in Europa. Aber der Boden, dem es entsprang, gaben ihm seine Eigentümlichkeit, die vor 350 Jahren den ersten Europäern, die ins Land kamen, sofort auffiel. Sie wunderten sich über die Bereitwilligkeit, ja Leichtfertigkeit, mit der ein Ritter sein Leben einsetzte. Für

den Herrn, für die eigene Ehre, um eines Wortes willen war der Krieger bereit, jeden Gegner zu stellen oder sein eigenes Leben zu opfern.

Nicht zu allen Zeiten hatte der japanische Krieger mit solcher Bereitschaft sein Leben gewagt. Vor der Ritterzeit fühlte er die Schwere des Opfers und scheute sich nicht, diesem Gefühl Ausdruck zu geben: Wer in den Krieg zieht, muß von drei Dingen Abschied nehmen, zu Hause von Weib und Kind, an der Landesgrenze von der Heimat, auf dem Schlachtfelde vom Leben.

Aber das Edelste in der ritterlichen Gesinnung, die Treue gegen den Herrn, ist ursprüngliches Wachstum. Lange vor der Ritterzeit begeisterte die Treue gegen den Kaiser die Dichter. Das bekannteste Gedicht lautet:

Kämpfst du auf dem Meer,
sinke mein Leib zum Grund.
Kämpfst du im Gebirg,
wache drüber Gras und Moos:
Herr, an deiner Seite zu fallen, sterben,
will ich nie ums Leben werben.

Der Diamant der Treue wurde vom Buddhismus und Konfuzianismus geschliffen. Vom Buddhismus sagte dem Ritter der bewegten Feudalzeit besonders die Form der Zenshule zu. Zen leitete ihn an, die Scheinhaftigkeit alles Seins zu betrachten. Leben und Sterben sei im Grunde ein und dasselbe. In keiner Lebenslage dürfe man die unerschütterliche Ruhe des Gemütes verlieren. Der Ritter erhob sich noch über diese Lehre und veredelte sie: Nicht für nichts oder blind dem Lauf des Schicksals folgend Leben und Tod über sich kommen lassen, sondern beides um des Ideales willen in die eigene Hand zu nehmen, den Tod um der Treue und der Ehre willen nicht zu scheuen.

Vom Konfuzianismus übernahm der Ritter die Darlegung der verschiedenen Beziehungen im Menschenleben und den Sinn für Dichtung und die Künste.

So ist der vollkommene Ritter ein Mann, in dessen Leben die Treue gegen den Herrn das höchste sittliche Gut bedeutet, dem gegebenenfalls alles geopfert werden muß, das eigene Leben, das Leben von Weib und Kind. Um der Treue willen gilt dem Ritter das Leben schwer wie ein Berg, leicht wie eine Feder. Es ist das wertvollste, was er für seinen Herrn einsetzen kann. Muß er es einsetzen, so hat es für ihn allen Wert und jede Schwere verloren, er läßt es verwehen wie die Feder im Wind.

Ein Beispiel, um zu zeigen, wie weit der treue Ritter gehn konnte. Ein Vafall erhält Befehl vom Herrn, den Sohn des Herrn wegen eines Fehlers mit dem Tode zu bestrafen. Der Vafall schaudert davor zurück und findet keinen andern Ausweg als seinen eigenen Sohn für den des Herrn einzusetzen.

Treue und Ehre sind echt und hart wie Diamant, doch fehlt dem wahren Ritter die Weichheit nicht: das Mitgefühl des Ritters. Auch dieses ist ihm von den Vorfahren her angeboren. Oft blüht es auf in graufiger Umgebung. Ein bärtiger Haudogen trifft auf dem Schlachtfelde einen jungen Ritter, wird mit ihm handgemein und reißt ihm den Helm vom Kopf, um zu sehen, ob er es mit einem ebenbürtigen Gegner zu tun hat. Da sieht er in ein Knabengesicht. Er stutzt und spricht: »Prinz, geh heim zu deiner Mutter. Schnell, bevor die andern Krieger kommen, und ein schlechterer als ich dir den Kopf abschlägt und sich damit brüstet.« »Nein, ich fliehe nicht. Schlag mir den Kopf ab, rette deine und meine Ehre.« Die Krieger rückten heran, der Knabe floh nicht. Da mußte er ihn töten. Aber es war sein letzter Schwertstreich. Er verließ die Welt der Wirrnisse und wurde Einsiedler.

Treue, Ehrgefühl, Mitgefühl halte ich für drei ursprüngliche Eigenschaften des japanischen Volkes, die es in hervorragendem Maße auszeichnen. Aber auch die Tugenden, die aus diesem Wurzelgrunde sprossen: Tapferkeit, Höflichkeit, geringachtung von Geld und Gut, Selbstbeherrschung und vor allem die große Opferbereitschaft sind dem Volke wesenseigen. In der Ritterzeit wurde unter dem Wirken des Konfuzianismus daraus ein Ehrenkodex geformt, eine Lebensform, ein Weg, eben dieser Weg des Ritters, der für jede Lage seines Lebens die rechte Handlung vorschrieb.

Zunächst war dieser Weg nur für die Ritter gedacht. Aber ganz natürlich sprang der ethische Funke auf die Rittersfrauen und die Töchter über. Treue gegen den Herrscher wandelte sich zu Treue gegen den Gemahl, Selbstachtung fand als Gegenstand die Frauenehre. Die Töchter lernten die Naginata schwingen, eine Art Hellebarde, um ihre Ehre zu verteidigen. Sie trugen einen Dolch bei sich, um ihn gegen den Angreifer oder gegen sich selbst zu richten. Am bekanntesten im Lande ist die Tat Gratia Hofokawas. Sie wurde wie

manche Daimyofrau zum Taiko Hideyoshi gerufen. Sie ging zwar und begrüßte ihn, ließ aber bei der Verneigung den Dolch auf die Matte gleiten. Hideyoshi verstand den Wink und schickte sie in Ehren nach Haus.

Die Einsatzbereitschaft des Ritters bedarf noch einer Erklärung. Der vollkommene Ritter wird der Kirschblüte verglichen. Zunächst wundern wir uns, was diese zarte Blüte mit dem Rittersmann gemein hat. Aber, wenn manche Blumen sich auch herrlich entfalten wie die Rose, so kleben sie doch am Leben, daß sie welken und verwelken und sich nicht vom Zweige lösen. Nicht so die tapfere Kirschblüte. Gerade wenn sie am schönsten blüht, streut sie wacker ihre Blütenblätter wie frischen Schnee zum Grund. So der Ritter: Wenn er weiß, die Stunde ist gekommen, sein Leben einzusetzen, dann geizt er nicht, sondern wie die Kirsche die Blüten, so vergießt er großmütig sein Blut. Wir verstehen jetzt, was das Volk empfindet, wenn es das bekannteste Gedicht über Japans Eigenart hört:

Auf der Inselfur
Yamatos Herz und Gemüt,
fragst du, welcher Art? -
Im Morgenstrahl aufleuchtend
der Bergkirsche Blütenzweig!

Ritter dieser Art hat es unzählige bis in die neueste Zeit gegeben. Gewiß gingen in der Feudalzeit viele über das Ziel hinaus und haben für Unzureichendes ihr Leben geopfert. Das fand aber nicht allgemeine Billigung. Für nichtige Gründe oder aus reiner Waghalsigkeit das Leben wegwerfen, bezeichnete man als den Tod des Hundes. Das sei nichts Großes. Die Zeit zu wissen und im Herzen zu bestimmen, wann das Leben eingesetzt werden muß, das sei Größe.

Ein berühmtes Beispiel: Ein Knappe - Kimura Nagata - der später für seinen Herrn Hideyori die größten Heldentaten verrichtete und den Heldentod starb, wurde im Palaste von einem anmaßenden jungen Bonzen ins Gesicht geschlagen. Der Knappe bewahrte die Ruhe und ließ sein Schwert in der Scheide. Seine Freunde fragten ihn, warum er den Flegel nicht niedergehauen habe. Er sagte: »Hätte ich es getan, dann hätte ich auch harakiri begehen müssen, weil die Tat im Palaste des Herrn geschah. Ich will aber wegen dieser Sache mein Leben, das meinem Herrn gehört und mit

dem ich meinem Herrn noch ganz anders zu dienen gedenke, nicht wegwerfen.« Er fand aller Zustimmung.

Unter den Heldenfrauen, die wußten, wann es galt, das Leben zu wagen, ist die schon erwähnte Gratia Hofokawa die klassische Gestalt. Mit zwanzig Jahren wurde sie von ihrem Gemahl in die Verbannung geschickt, da ihr Vater Akechi den Shogun Nobunaga verraten und vernichtet hatte. Akechi selbst aber kam nach dreizehn Tagen um, und so drohte der ganzen Sippe Gefahr. Die Ritter traten zu Gratia und erklärten, nur der Freitod könne sie vor der Schande retten. Sie aber sprach: »Ihr wißt, daß der Weg der Frau dreifach gestaltet ist: das Kind gehorche sie dem Vater, als Gattin dem Herrn, und als Witwe dem Sohn. Wenn ich mich töte, so übe ich wohl die Kindespflicht, indem ich dem Vater im Tode folge, aber ich fehle im Gehorsam gegen den Gemahl. Denn als Frau gehöre ich ihm. Habt ihr Befehl von meinem Herrn?« Sie hatten keinen Auftrag, und so starb sie nicht. Aber im 38. Lebensjahre kam für sie die Zeit, das Leben hinzugeben. Die Feinde des Fürsten Hofokawa forderten sie als Geisel. Für diesen Fall hatte Hofokawa seinem treuesten Vasallen befohlen, sie eher zu töten als den Feinden auszuliefern. Denn da sie Christin war, legte sie nicht Hand an sich. So erlitt sie den Tod von ihrem Vasallen. Ihr letztes Gedicht gibt die ritterliche Gefinnung des Wissens um die Zeit wieder.

Weiß ich nun die Zeit,
wann die Blüte fallen soll,
dann erst in der Welt
Kirsche Kirschbaumblüten weht,
Mensch erst dann als Mensch besteht.

Hatte sich in der Feudalzeit der Rittersinn fast bis ins Übermaß entfaltet, so lag doch ein Schatten über all diesen Tugenden und Opfern. Die Treue galt zunächst dem Feudalherrn und in der Tokugawazeit dem Shogun, wenn auch schließlich alles auf den Kaiser und das Vaterland bezogen wurde. Das wurde mit einem Schlage seit der Meiji-Restauration 1868 anders. Dem Volke, nicht bloß den Rittern wurde der ursprüngliche, wahre und würdige Gegenstand seiner Hingabe zurückgegeben, so daß kein Mittel dazwischen stand. Die Formen der Ritterzeit zerfielen, und mancher mag befürchtet haben, ob nicht damit auch viel edler Geist sich verflüchtigte.

Aber die Tugenden des Ritters waren ihm nicht von außen angeweht, sie wuchsen aus dem Volke, und darum blieben sie im Volke und entfalteten sich zu neuem Frühling in der neuen Zeit: Herrliche Hingabe an Kaiser und Vaterland.

Seit dem Weltkrieg schien es eine Weile, als ob manche dieser Tugenden Schaden litten: Luxus und gar ein Anflug von Frivolität in den höheren Kreisen, kommunistische Anwandlungen bei den Studenten und unter der Arbeiterbevölkerung. Jedoch haben die Ereignisse seit der Mandchurischen Angelegenheit das ganze Volk aufgerüttelt, und es hat sich auf sein Vätererbe besonnen.

Wir, die wir mit diesem Volke leben, fühlen die stille Hingabe und Opferbereitschaft. Als vor einiger Zeit ein Fackelzug von 14000 Menschen, erst vor den Kaiserpalast zog, dann zur deutschen und italienischen Botschaft, erklang folgendes Lied, von dem ich drei Strophen wiedergebe: (In dem Gedicht lasse ich den Heilruf auf den Kaiser: Tenno Leika Banzai! unübersetzt.)

Kugel, Tank und Bayonett ...
Kurzes Bivak. Gras das Bett.
Träumte: Vater kommt von ferne,
mahnend; Sohn, du stirbst doch gerne.
Wachte auf, sah Feindes Himmel.

Dachte, wie am heutigen Tag
mein Kamerad im Blute lag.
Lächelnd rief er, sich verfarbend:
Tenno Heika Banzai! sterbend.
Kann ich je des Rufs vergessen?

Leib ist längst ja kriegsgeweiht,
ist zum Sterben längst bereit.
Grill im Grase, darfst nicht klagen:
Soll im Ost der Frieden tagen,
wer wollt nicht sein Leben wagen.

Wir wünschen dem Volke, daß es die schöne Gefinnung bewahre: Kaiserhaus und Volk, diese innige Familiengemeinschaft, in der der Herrscher im wahren Sinne des Wortes wie ein Vater waltet und das Volk mit kindlicher Willigkeit folgt, wie es in der Nationalhymne Japans klingt:

Unfres Herrschers Macht:
Tausend, abertausend Jahr,
bis der Kieselstein
wird zum Felsen riesengroß,
und den Fels bedeckt das Moos.

Hermann Heuvers S. J. (Tokjo).